

Rupert Kubon

„Sophie hat ihre Schuldigkeit getan!“ – 250 Jahre Geschlechterrollen in der Schulbildung



Im Sommer 1762 erscheint Rousseaus Emile oder Über die Erziehung. Dieser Roman bedeutet gewissermaßen den Beginn der modernen Erziehungswissenschaften und hat damit nachhaltigen Einfluss auf die Geschlechterrollen. In der im vierten und letzten Kapitel des Romans eingeführten Figur der „Sophie“ wird die Rolle der Frau für die Erziehung beschrieben. Diese Rollenbeschreibung wirkt nachhaltig auf das geschlechterspezifische Rollenverständnis im Bildungswesen vor allem des 19. Jahrhunderts – auch in die katholischen Bildungseinrichtungen hinein.

Den nachfolgenden Vortrag hielt Oberbürgermeister Dr. Kubon anlässlich des 225-jährigen Jubiläums der St. Ursula-Schulen Villingen.

Bevor ich mich dem Thema des heutigen Festvortrages zuwende, darf ich mich ganz herzlich für Ihre Einladung bedanken. Es ist mir eine große Ehre, heute einmal in einer ganz anderen Funktion zu Ihnen sprechen zu dürfen. Und ich darf Ihnen versichern, dass es mir Spaß gemacht hat, mich nach vielen Jahren wieder einmal dem zuzuwenden, mit dem ich mich vor zwanzig Jahren wissenschaftlich beschäftigt habe. Auch war es interessant, die Arbeit von damals ein bisschen weiterzudenken. Das weiterführende Mädchenschulwesen hatte mich auch Mitte der neunzehnhundertachtziger Jahre nach Villingen, hierher nach St. Ursula geführt, und ich hätte mir damals nicht denken können, einmal hier aus Anlass eines Schuljubiläums sprechen zu dürfen. Nochmals herzlichen Dank.

Wie Sie Ihrer Einladung bereits entnommen haben, werde ich mich nicht auf St. Ursula speziell beziehen. Es geht mir vielmehr darum, Ihnen ein wenig über den Kontext der weiterführenden Mädchenschulbildung zu erzählen, in dem St. Ursula natürlich intensiv eingebunden war.

Und damit bin ich bei Sophie. Trotz der kurzen Anmerkung auf der Einladung werden Sie sich gefragt haben, was es denn mit dieser Sophie, die angeblich ihre Schuldigkeit getan hat, auf sich hat. Nun, Sophie ist eigentlich nur eine literarische Rand-

figur. Im fünften Buch seines Erziehungsromans *Emile oder Über die Erziehung* führt Jean-Jacques Rousseau seinem Zögling Emile, der Hauptfigur seines Werkes, mit Sophie die passende Gattin zu. Das Werk löst, als es im Sommer 1762 erscheint, einen europaweiten Skandal aus.

Das Revolutionäre an Rousseaus Roman war die Forderung nach „natürlicher Erziehung“, die vom Wesen des Kindes ausgehen sollte und nicht von den Erwartungen, die an ihn als Erwachsenen gestellt werden. Diese Forderung widersprach dem uneingeschränkten absolutistischen Weltbild, denn es bedeutete ja, an die Stelle der erzieherischen Vorgabe dieses Weltbildes mit seiner klaren Herrschaftsstruktur, mit König und Untertan, eine natürliche Entwicklung in den Mittelpunkt zu stellen. Insbesondere Rousseaus Plädoyer für eine „natürliche Religion“ war deshalb Kern des Anstoßes, was sofort nach dem Erscheinen in Paris zum Verbot und in Genf zur Indizierung und Verbrennung des Buches führte.

Aber wie das nicht selten so ist mit Skandalen. Erst durch den Skandal wird die Sache so richtig interessant und manchmal auch populär. Rousseaus Buch wird zum Wegbereiter der modernen Erziehungswissenschaft. Das geschieht vor allem durch die umfassende und intensive Rezeption des Werkes auch und gerade unter den deutschsprachigen Pädagogen der Aufklärung.

Dabei hat sich Rousseau aus heutiger Sicht in seinem *Emile* in manche Widersprüche verwickelt. So ging letztlich auch er von einem sehr klaren Erziehungsziel bei *Emile* aus. Keinesfalls schwebte ihm ein in der Wildnis aufwachsender Kaspar Hauser vor. Seine Vorgaben orientierten sich zwar nicht an feudalen, sehr wohl jedoch an bürgerlichen Strukturen und Werten.

Das spielte in der Wirkungsgeschichte des Werkes natürlich eine zentrale Rolle. Der entscheidende Widerspruch, der für uns jedoch heute wichtig ist, war die Tatsache, dass er eigentlich nicht vom Wesen des Kindes schlechthin, sondern vom Wesen des männlichen Kindes und Jugendlichen ausging. Dieser Widerspruch wurde für die Entwicklung der Geschlechterrollen in der Schulbildung entscheidend.

Ich möchte deshalb auf das eingehen, was hier für uns heute wichtig ist, auf die Figur der Sophie, denn obwohl, wie schon gesagt, nur Nebenrolle, sind seinerzeit die entscheidenden Entwürfe einer spezifischen Mädchenerziehung genau von dieser Figur ausgegangen. Sophie als Lebensgefährtin von *Emile*, überspitzt gesagt in ihrer Funktion für den Mann, diese Sophie wurde zur Leitfigur der modernen bürgerlichen Frau.

Und was hat das mit den St. Ursula-Schulen in Villingen zu tun?

Auch in Vorderösterreich, und auch hier im räumlich weit von Wien entfernten Villingen, herrschte nach dem Tod Maria Theresias im Jahr 1780 uneingeschränkt ihr Sohn Joseph II. und setzte in den folgenden drei Jahren seine Vorstellungen von Kirche und ihrem Verhältnis zum Staat konsequent um. Joseph gilt als der aufgeklärte Monarch schlechthin, und sein Denken war geprägt durch die Überzeugung, alles, was der natürlichen Vernunft zum Siege verhelfen könne, zu fördern. Er stand in dieser Hinsicht also ganz in dem Denken, in dem der Rousseausche Emile geschrieben worden war.

Folgerichtig wurden am 12. Januar 1782 alle Klöster, „die ein bloß beschauliches Leben führten, (und) zum Besten des Nächsten und der bürgerlichen Gesellschaft nichts beitrugen“¹ aufgehoben, darunter auch die beiden Frauenklöster der Klarissen und Dominikanerinnen in Villingen.

Die einzige Chance, die sich den Nonnen bot, war es, sich nach der beschaulichen Lebensweise im Kloster einer in diesem Sinne „nützlichen“ Aufgabe, und das hieß in diesem Falle dem Schulunterricht für Mädchen, zuzuwenden.

Ganz neu war das nicht, denn bereits zuvor hatte man sich zumindest seitens der Dominikanerinnen dem „Unterricht der weiblichen Jugend“ gewidmet.

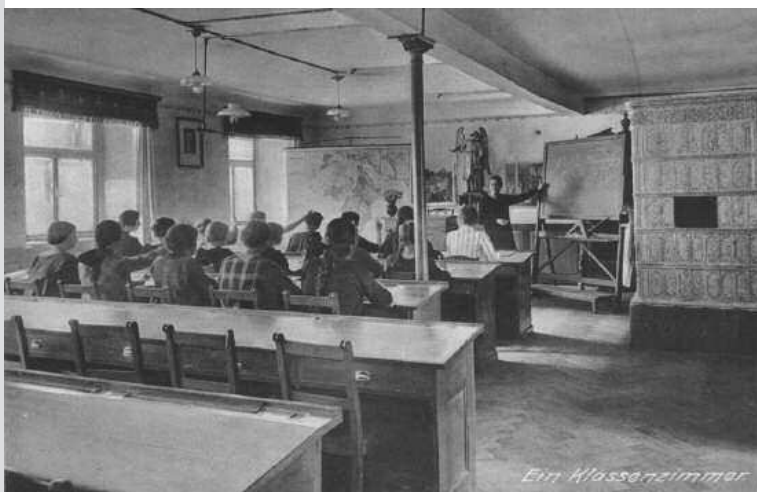
Jetzt allerdings wurde das Ganze in staatlich vorgegebene Strukturen gebracht. Das Ordensleben ganz aufgeben wollte man nicht, und deshalb entschloss man sich in den Konventen, sich dem Lehrorden der Ursulinen, die bereits in Freiburg arbeiteten, anzuschließen.

Im Oktober 1782 trafen die ersten Lehrfrauen aus Freiburg ein, und sehr schnell gelang es, die staatliche Anerkennung für die eigene Arbeit zu finden.

Primäre Aufgabe der Lehrfrauen ist es natürlich, sich um die Grundausbildung der Villingen Mädchen zu kümmern, also Volksschule, aber gleichzeitig wird etwas Weiteres wichtig. In den Unterrichtskanon mischt sich neben Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion und Handarbeit auch Französisch, und dem Lehrinstitut wurde genehmigt, Postulantinnen und Novizinnen für unterrichtliche Aufgaben selbst vorzubereiten.

¹ Erstes Klosteraufhebungsdekret von Kaiser Joseph II.; zit. Nach Michael Göbl, Klosteraufhebungen unter Joseph II, Wien 2003

Beides markiert die weitere Entwicklung, und beides zieht sich wie ein roter Faden durch die weiterführende Mädchenschulbildung des 19. Jahrhunderts: Vermittelt wurde eben nicht nur Halbbildung, sondern durchaus auch halbe Bildung, und angesichts der sehr beschränkten beruflichen Möglichkeiten von Frauen bot der Lehrberuf wenigstens eine gewisse Perspektive. Diese Fortbildung von Lehrerinnen bildet gewissermaßen die Keimzelle des Pensionates.



Historisches Klassenzimmer in St. Ursula

K. Scherzinger

Die Tage Vorderösterreichs sind gezählt. 1790 stirbt Joseph II. Die französische Revolution verändert nicht nur die Landkarten, Villingen wird württembergisch und kurze Zeit später badisch. Aber das Bildungskonzept der bürgerlichen Gesellschaft, von Rousseau grundgelegt, bleibt und wird prägend für das folgende Jahrhundert. Um auf Sophie zurückzukommen: Rousseau hatte ihr ja eine Aufgabe zugeteilt: Er schreibt: „Also muss die Erziehung der Frauen auf die Männer bezogen sein. Ihnen zu gefallen und nützlich zu sein, sich bei ihnen beliebt und geehrt zu machen, sie in ihrer Jugend zu erziehen und als Erwachsene zu umsorgen, ihnen zu raten und sie zu trösten, ihnen das Leben angenehm zu machen und zu versüßen, sind die Pflichten der Frau zu allen Zeiten, und die muss man ihnen lehren von Kindheit an.“²

² Jean-Jacques Rousseau, *Emile oder Über die Erziehung*, Übers. v. Josef Esterhues, Paderborn 21962 (Orig. 1762), S. 423

Meine Herren, der Knackpunkt dieser hoffentlich niemandem zu Kopf steigenden Idee liegt in der Notwendigkeit, dass die Frauen ja zunächst einmal zu diesen spezifischen Kompetenzen erzogen werden mussten, und da kommt nicht an erster Stelle die Aufgabe des „Versüßens“, sondern das Nützliche, die Erziehung der insbesondere männlichen Jugend, also der werdenden Männer, die eine bürgerliche Karriere machen sollten. Sie bedurften – dummerweise – einigermaßen gebildeter Frauen, die sie erziehen konnten. Da reichte das Lesen, Rechnen und Schreiben der Volksschule nicht unbedingt aus. Wer intelligente Männer haben wollte, musste sich zwangsläufig um die Ausbildung halbwegs gebildeter Frauen bzw. Mütter kümmern.

Entsprechend sah die Stundentafel der jungen Bürgerstöchter aus. In einer Einteilung der Stunden für die „Pensionaires“ des Villingener Instituts vom „4. Merz 1824“ gab es jede Woche immerhin 15 Wochenstunden französische und deutsche Sprachlehre, 4 ½ Wochenstunden Wiederholung der Grundkenntnisse (Lesen, Rechnen, Schreiben), 3 Stunden Naturgeschichte und Technologie, ferner Musik, Zeichnen, Gesundheits- und Höflichkeitslehre.³

Diese Stundentafel – speziell genehmigt für das Villingener Institut – unterscheidet sich nicht von dem, was andernorts üblich war, und ist durchaus typisch.

Dennoch, bis 1877 gab es überhaupt keine staatlichen Vorschriften, die das weiterführende Mädchenschulwesen im Land direkt reglementierten oder Vorschriften über die Dauer des Schulbesuches und die erreichbaren Qualifikationen enthielten. Für die erste Jahrhunderthälfte kann man daher für die Unterrichtsinhalte Folgendes zusammenfassen:

Es ging immer um eine „zeitgemäße“ Bildung, es ging auch um die Selbstdarstellung der bürgerlichen Eltern (und nur aus diesem Kreis kamen die Mädchen). Angestrebt wurde die vorbildliche bürgerliche Frau, deren höhere Bildung dem Bedarf des Mannes entsprechen sollte. In blumiger Formulierung war die Rede von „Herz und Verstand“, die gleich gebildet werden sollten. Es ging um wohlerzogene Töchter, frei von „leerer Oberflächlichkeit“. Angestrebt wurde die „harmonische Entwicklung und Ausbildung der leiblichen, geistigen und Gemütsanlagen“ (so einige Formulierungen in entsprechenden Stellungnahmen aus den dreißiger Jahren⁴). Unterrichtsfächer waren Fremdsprachen, vornehmlich Französisch, Realien (Naturwissenschaften, Mathematik, aber auch Geschichte zählte dazu) und die gewisser-

³ vgl. Kloster St. Ursula, Lehrinstitut (Hrsg.), 200 Jahre Kloster St. Ursula Villingen, Villingen-Schwenningen o. J. [1982], S. 42

⁴ vgl. Rupert Kubon, Weiterführende Mädchenschulen im 19. Jahrhundert am Beispiel des Großherzogtums Baden, Pfaffenweiler 1991, S. 80



Historisches Klassenzimmer in St. Ursula

maßen ‚weiblichen‘ Fächer, also alles, was zum hauswirtschaftlichen Bereich gehörte und was eher der Anstandserziehung diente.

Seit den sechziger Jahren verdichtet sich der Fächerkanon und fließt schließlich 1877 in die landesherrliche Verordnung über die höhere Mädchenschule ein, deren Lehrplan erstmals festgeschrieben wird.

Interessant ist der Vergleich zur männlichen Realschule: Die Gesamtstundentafel unterscheidet sich dabei nicht. Die Realschule enthält in sieben Schuljahren 217 Wochenstunden, die höhere Mädchenschule 219. Die gleiche oder fast gleiche Wochenstundenzahl wurde in den Fächern Religion, Geographie, Schreiben, Singen, Französisch und Englisch erteilt. Gewisse Unterschiede gab es in Deutsch und Geschichte, wo die Mädchen mehr Unterricht erhielten. Am gravierendsten fielen die Unterschiede in den Naturwissenschaften aus, wo der Unterricht der Jungen nahezu das Doppelte dessen der Mädchen betrug. Die gewonnenen Stunden fielen dem Handarbeitsunterricht der Mädchen zu.

Um noch einmal auf Rousseau zurückzukommen: Nach 115 Jahren sollte und konnte Sophie also durchaus etwas lernen. Nur was konnte sie damit anfangen? Sicherlich, für die bürgerlichen Väter war die Nichtverheiratung der Töchter eine Horrorvorstellung. Aber das, was inzwischen an Ausbildung geleistet wurde, war deutlich mehr als das, was für die tägliche Arbeit im Heim und am Herd gebraucht wurde. Der Rousseausche Widerspruch, wonach die Frau zwar quasi nur für das Innenleben der Familie zu sorgen hatte, gleichzeitig aber die jungen Männer mit erziehen können musste, die hinaus ins feindliche Leben sollten, verschärfte sich. Man kann eben nicht einfach zwischen dem Innenleben im Haus und in der Familie und dem, was für die Welt gebraucht wird, trennen. Das ging auch im 19. Jahrhundert nicht mehr.

Aus diesem Grund entsteht im Laufe der zweiten Jahrhunderthälfte durch die immer besser ausgebildeten Frauen der Druck, mit dem immer besseren Wissen auch etwas Berufliches anfangen zu können. Es gab zunächst nur einen scheinbaren Ausweg für die jungen Frauen, soweit sie nicht sofort wieder heirateten und sich damit zufrieden gaben: das Erlernte weiterzugeben.

Seit den vierziger Jahren schießen deshalb Einrichtungen der weiterführenden Mädchenschulbildung in Baden wie Pilze aus dem Boden. Im katholischen Villingen hat das Kloster eine Monopolstellung und eigenständige Pensionate sind nicht bekannt. Dennoch, beispielsweise in Heidelberg, werden im Schuljahr 1864/65 in 11 Instituten 295 Schülerinnen unterrichtet.

Aber auch hier in Villingen gibt es durchaus gebildete Frauen, die zumindest nicht gleich heiraten. Einige wiederum bleiben gleich im Kloster, und so gibt es 1860 immerhin 16 Lehrfrauen, die 300 Grundschüler und 70 Pensionatsschüler, davon 20 Externe unterrichten. Über die Übrigen, die nicht heirateten, wissen wir nichts.

Aber es wird deutlich, je stärker der Ruf nach besserer Schulbildung wird, desto stärker wird auch der Ruf nach Studium und weiterführender Berufstätigkeit außerhalb der Lehrerinnentätigkeit. Ohne auf die Einzelheiten dieser Entwicklung detailliert eingehen zu wollen, möchte ich mich darauf beschränken, sie mit einer außergewöhnlichen Frau bekannt zu machen: Hedwig Dohm. Sie lebte von 1831 bis 1919. Sie war verheiratet mit dem Schriftsteller und Schriftleiter des *Kladderadatsch* Ernst Dohm, war Großmutter der Katja von Pringsheim, der Frau Thomas Manns, sie schrieb einige durchaus erfolgreiche Lustspiele, war Pazifistin und gebar fünf Kinder.

In einer ihrer Streitschriften *Die wissenschaftliche Emanzipation der Frau* setzt sie sich nicht nur in brillanter Weise mit einigen der ehrwürdigsten und anerkanntesten Professoren des damaligen Deutschlands auseinander, sie zerlegt in bewundernswerter Weise die Vorurteile ganzer Männergenerationen, die gegen das Frauenstudium ins Feld geführt wurden. Insbesondere setzt sie sich mit dem Münchner Physiologen und Anatom Prof. von Bischof über die Fragen auseinander, ob Frauen studieren dürfen, ob Frauen im Sinne ihrer Befähigung studieren können und ob Frauen studieren sollen.

Von Bischof hatte höchst pseudowissenschaftlich mit dem organischen Bau des weiblichen Körpers und mit den Gemüts- und Charaktereigenschaften der Frau seine ablehnende Haltung in diesen Fragen begründet. Hedwig Dohm hält dagegen.

So wenn es darum geht, aus der angeblich geringeren Gehirnmasse der Frauen deren Unfähigkeit für höhere Geisteskultur zu begründen: Hedwig Dohm: „Meine Kenntnis physiologischer Dinge ist gleich Null, dennoch weiß ich, was selbstverständlich der Herr Professor tausendmal besser wissen muss als ich, dass man aus anderen Verschiedenheiten des männlichen und weiblichen Organismus ganz andere entgegengesetzte Schlüsse ziehen kann und gezogen hat. ... So wog das Gehirn des großen Vordenkers auf mathematischem Gebiet Gauß 1492 g, das des geistreichen Chirurgen Dupytren nur 1487 g, des bahnbrechenden Philologen Herrman nur 1358 g, während das Gewicht des Gelehrten Hausmann, eines hochgewachsenen Mannes, nur 1226 g betrug, mithin nicht einmal den Mittelschlag des Hirngewichtes bei Weibern erreichte. Das Größenverhältnis der Masse bestimmt also die Leistungsfähigkeit des Gehirns nicht.



Ein historischer Schlafsaal in St. Ursula

Im Anhang hebt Herr von Bischof uns des weiteren die Unterschiede des weiblichen und männlichen Körperbaus auseinander. Seltsam und unerklärlich, kann man wirklich aus dem Umstand, dass der Mann sich eines schnelleren Stoffwechsels als die Frau befleißigt, folgern, er müsse alle einträglichen Beamtenstellen versehen, während Küche und Nähmaschine ihr Departement ist?“⁵

⁵ Hedwig Dohm, Die wissenschaftliche Emanzipation der Frau, Reprint der Ausgabe Berlin 1874, Zürich 21982, S. 86

Man könnte aus diesem Werk noch lange rezitieren, und wenn Sie etwas Vergnüglichen Lesen wollen, kann ich ihnen den Nachdruck nur empfehlen, doch lassen Sie mich zurückkommen auf unser Thema.

Im Großherzogtum Baden vollzieht sich im Gegensatz zum übrigen Deutschen Reich die Weiterentwicklung der weiterführenden Mädchenschulbildung bis 1900 weitaus weniger konfliktreich.

Dies verdeutlicht eine Umfrage der Universität Freiburg vom Jahr 1897 hinsichtlich des Zugangs von Frauen zum Studium. Zusammengefasst zeigt sich darin, dass es ein deutliches Südwest-Nordost-Gefälle gab, bei dem in Freiburg selbst und in Heidelberg die größte Offenheit herrschte, während in Königsberg grundsätzlich jede Frau vom Campus ferngehalten werden sollte.

So konnten sich an den beiden Hochschulen des Großherzogtums erstmals im Jahr 1900 Frauen ordentlich immatrikulieren, womit zumindest formal der wichtigste Schritt zur Gleichberechtigung im Bildungswesen erreicht war.

Aber die formale Entwicklung war das eine. Die Geschlechterrollen hatten sich damit noch nicht entscheidend verändert.

Sophies Rolle war angeknackst, wurde aber noch nicht grundsätzlich in Frage gestellt. Zwar hatten die Rousseauschen Argumente letztlich dazu geführt, dass man im Bildungsbereich den Frauen nichts mehr vorenthalten durfte, denn den Männern waren die Argumente ausgegangen. Aber zumindest an der Aufgabenverteilung, hier Heim und Herd, dort das feindliche Leben in der Welt, änderte sich nur zögernd etwas.

Es gab sogar Tendenzen, die die Entwicklung eher erschwerten, denn beispielsweise die Übernahme der Verantwortung des Staates für die Unterrichtsinhalte in Baden seit 1877 führte dazu, dass verstärkt wiederum auch die Lehrerinnen eher aus dem Bildungswesen abgedrängt wurden. Es waren vorwiegend Männer, die unterrichteten. Das oft von Frauen initiierte und geführte Privatschulwesen erlebte einen deutlichen Niedergang. Der Staat reglementierte zumindest bis zum Ersten Weltkrieg die Ausbildung und Anstellung der Lehrerinnen an öffentlichen Schulen nicht nur im weiterführenden, sondern auch im Grundschulbereich.

In Villingen hatten wir wie in anderen Städten, in denen Mädchenunterricht durch Klosterfrauen geleistet wurde, naturgemäß eine etwas andere Situation. Hier wurden die Mädchen nahezu ausschließlich von Frauen unterrichtet.

Die Entwicklung der letzten 90 Jahre seit dem Ende des Ersten Weltkrieges sind aber durch grundsätzlich neue Tendenzen gekennzeichnet. Nachdem die formalen Ausbildungsschranken weggefallen waren, stieg insbesondere in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts die Zahl der Studierenden in den Hochschulen stark an,



Schülerinnen beim Ballspiel im Pausenhof

und auch die formalrechtlichen Tätigkeitschranken fielen vorerst und weitgehend. Studierten 1908 nur 1.172 Frauen in Deutschland, waren es 1931 bei gleichzeitig 67.044 männlichen Studenten bereits 22.084 weibliche. Auch wenn insbesondere hinsichtlich der Fächer eine deutliche Ausweitung etwa hin zu Medizin und Jura stattfand, war doch das primäre Ziel der Lehrberuf, und so standen Anfang der dreißiger Jahre auch bereits rund 20 % aller weiterführenden Schulen für Mädchen unter weiblicher Leitung.

Zudem hatte sich der Fächerkanon geändert. In Baden wurde die höhere Mädchenschule bereits 1909 im Fächerkanon dem der Realschulen für die männliche Jugend gleichgestellt. Entsprechend erfolgte die Umbenennung in Mädchenrealschulen. Gleichzeitig war bis weit ins letzte Jahrhundert hinein der weiterführende Unterricht für Mädchen und Jungen getrennt. Dies mag sicherlich ein wesentlicher Grund dafür gewesen sein, dass der eigentlichen Geschlechterrolle im Unterricht vorerst nicht die Beachtung geschenkt wurde, wie sich dies seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts durchsetzte.

Denn wenn auch die Zahl der Lehrerinnen in den letzten hundert Jahren kontinuierlich zunahm und lediglich durch das Dritte Reich einen Einschnitt erfuhr (so wurden in den dreißiger Jahren wieder Quoten für Studentinnen eingeführt), war doch das Lehrmaterial eindeutig männlich dominiert.

Wenn wir uns an die Fibeln unserer Grundschulzeit erinnern (Peter spielt mit der Eisenbahn, Jutta hat ein neues Kleid für ihre Puppe) oder an die Textaufgaben im Rechenunterricht (Mutter kauft 5 Kilo Kartoffeln auf dem Wochenmarkt, das Pfund kostet 30 Pf, wie viel kosten die Kartoffeln?), wenn wir an die Mustertexte im Fremdsprachenunterricht denken, dann werden wir aus heutiger Sicht vielleicht in

erschreckendem Umfang die klaren Rollenbilder wiedererkennen. Rousseau ließ also immer noch grüßen.

Der wichtigste Einschnitt für die Geschlechterrollen in der schulischen Bildung des letzten Jahrhunderts erfolgte mit der Einführung der Koedukation. Zwar hatten sich in den zwanziger Jahren einige weiterführende Jungenschulen für Mädchen geöffnet, doch blieb dies die Ausnahme. Auch die katholische Kirche wehrte sich lange Zeit gegen die Koedukation, und Papst Pius XI. hatte in seiner Enzyklika über die christliche Erziehung *Divini illius magistri* ausdrücklich dagegen Stellung genommen. Während des Dritten Reiches verhinderte Adolf Hitlers Mutter-Ideologie, die für beide Geschlechter unterschiedliche Erziehungs- und Bildungsziele bedingte, eine Fortführung der in den zwanziger Jahren begonnenen Entwicklung. Für Mädchen war nur der Besuch eines neusprachlichen oder hauswirtschaftlichen Zweigs der Oberschule möglich, des Jungengymnasiums nur über ministerielle Sondergenehmigung.

Ein grundlegender Einstieg in die Koedukation erfolgte erst nach dem Zweiten Weltkrieg. In der Sowjetischen Besatzungszone und folgend in der DDR wurde die Koedukation unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg eingeführt. In der Bundesrepublik dauerte die flächendeckende Einrichtung bis in die siebziger Jahre.

Doch zumindest in den ersten Jahrzehnten brachte eben gerade diese Koedukation keine Veränderung im Rollenverhalten mit sich. Denn es stellte sich heraus, dass die tradierten Geschlechterrollen gerade in der Koedukation sogar noch stabiler überlebten als in geschlechtsgetrennten Schulen. Bereits Ende der siebziger Jahre erschienen in den USA und in der Bundesrepublik Studien zu Interaktionen im Schulalltag, zwischen LehrerInnen und SchülerInnen und zwischen Jungen und Mädchen, sowie zu Geschlechterstereotypen bei den SchülerInnen und zum Zusammenhang von Schulerfolg, Selbstvertrauen und Geschlechtszugehörigkeit mit sehr kritischen Resultaten.

So zeigte sich beispielsweise, dass Jungen mehr Aufmerksamkeit (Lob und Tadel) durch LehrerInnen erhielten. Die Interaktion zwischen Schülern und Schülerinnen, aber auch gegenüber LehrerInnen wurde von den Jungen beherrscht. Die Lehrinhalte und Unterrichtsmaterialien wurden von den Interessen der Knaben dominiert. In den Schulbüchern fanden sich immer noch Rollenklischees in Wort und Bild. Besonders ausgeprägt zeigte sich dies in naturwissenschaftlichen Fächern, wo automatisch Jungen gegenüber Mädchen bevorzugt behandelt wurden. Dabei war die

Benachteiligung von Mädchen durch die Interaktionen im Unterricht den Beteiligten kaum bewusst und ein Wandel dadurch sehr schwierig; bereits geringe Veränderungen in der Aufmerksamkeitsverteilung bewirken bei den Beteiligten das subjektive Gefühl einer Bevorzugung von Mädchen.

Umgekehrt zeigte sich beispielsweise, dass Studienanfängerinnen in naturwissenschaftlichen Fächern oder Ingenieurwissenschaften überproportional Absolventinnen reiner Mädchengymnasien waren. So trat gerade in den achtziger Jahren eine verstärkte Ernüchterung in der Bewertung der Koedukation auf. Viele feministischen Pädagoginnen revidierten ihre ursprünglich positive Einstellung gegenüber der Koedukation. Sie wurde zum bildungspolitischen Thema und erstmals breit diskutiert. Eigene feministische Mädchenschulen wurden als Lösung erwogen und teilweise auch versucht. Auch die traditionsreichen katholischen Mädchenschulen der Schulorden erlebten teilweise einen neuen Aufschwung. Ausgerechnet in dieser Phase entschieden sich die Ursula-Schulen in Villingen zur Einführung der Koedukation (1986/87).

War das nun Fort- oder Rückschritt?

Inzwischen sind wiederum zwanzig Jahre vergangen. Die Abschaffung der Koedukation, von mir selbst noch im Ausblick meiner Promotion vor 18 Jahren cursorisch diskutiert, ist heute eigentlich kein Thema mehr. Die aktuelle Geschlechterdebatte in der Schulpädagogik wird durch ein anderes, völlig neues Thema geprägt. Plötzlich sind es die Jungs, die Emiles des 21. Jahrhunderts, die ins Hintertreffen geraten zu sein scheinen. Frauen haben die Männer im Hinblick auf die Schulbildung nicht nur eingeholt, sondern bereits überholt. Nach dem letzten Gender-Report der Bundesregierung werden Mädchen in Deutschland im Durchschnitt früher eingeschult, sie wiederholen seltener eine Klasse und besuchen häufiger ein Gymnasium als Jungen. Auch beim Studium haben Frauen inzwischen trotz der nach wie vor vorhandenen männlich und weiblich dominierten Studiengänge gleichgezogen, und selbst wenn Frauen nach wie vor in Führungspositionen in der Minderheit sind, holen sie hier, insbesondere in Westdeutschland, gewaltig auf.

Da stellt sich vielleicht am Ende meiner Ausführungen die Frage, wo denn im Hinblick auf die Geschlechterrollen die Aufgabe einer katholischen Schule bestehen könnte, die in den 225 Jahren ihrer Geschichte hier vor Ort das vollzogen hat, was ich in meinem Vortrag dargestellt habe, den Wandel der Geschlechterrolle in der schulischen Bildung.

Ich denke, dass es Aufgabe gerade dieser Schule sein kann und soll, den Menschen in seiner Ganzheitlichkeit, in seiner Würde als Frau und Mann zu fördern. Ich denke, dass es zumindest bei uns immer weniger die Geschlechterrollen sind, die Menschen in ihrer Entwicklung einschränken und beschneiden. Allein die demographische Entwicklung hat hier gewirkt und wird noch stärker wirken. Andere Aspekte, vom Migrationshintergrund angefangen bis hin zur immer stärkeren sozialen Separierung, sind in den Vordergrund getreten. Hier sollte und könnte vielleicht eine katholisch christliche Schule ihre Schwerpunkte in der Zukunft setzen.

Rousseaus Sophie als Partnerin von Emile hat in ganz anderer Weise, als sich das der französische Philosoph ausgedacht hat, in der Tat gleichberechtigt ihre Schuldigkeit getan. Auf Emile und Sophie warten neue Aufgaben.

Die historischen Fotos stammen aus dem Postkarten-Portfolio *Lehr- und Erziehungs-Institut St. Ursula Villingen (Schwarzwald)* der Graph. Kunstanstalt Kettling & Krüger Schalksmühle/Westfalen o. J. [um 1930], Nr. 9047, 9048, 9053 und 9061

Zum Verfasser:

Dr. Rupert Kubon, geb. 1957 in Friedrichshafen, studierte Deutsch und Geschichte für das Lehramt an Gymnasien in Konstanz und Freiburg i. Br. Seine Dissertation ist 1991 unter dem Titel *Weiterführende Mädchenschulen im 19. Jahrhundert am Beispiel des Großherzogtums Baden* (Centaurus-Verlagsgesellschaft, Pfaffenweiler) erschienen. Im Jahr 2003 wurde er als Kandidat der SPD zum Oberbürgermeister der Stadt Villingen-Schwenningen gewählt.